



TONY
HILLERMAN

Wolf ohne Fährte

Kriminalroman



e
EDEL

Ich wandere dort, wo der Regen fällt.»

Als er den ersten Gang einlegte, um sicher die Serpentina des langen Abhangs zum Highway hinunterzukommen, wurde es am östlichen Horizont langsam hell. Die Talfahrt dauerte fast eine Viertelstunde. Am Fuße des Hanges zog sich der Teastah Wash um den Sockel der Mesa herum. Hatte es an einer anderen Stelle der Mesa stärker geregnet, konnte er den Arroyo vielleicht erst durchfahren, nachdem das Wasser abgelaufen war. Er hielt den Wagen am Rand des Steilufers so an, daß er mit dem Kühler schräg nach unten stand, zog die Handbremse an und stieg aus. Im Licht der Scheinwerfer sah er, daß nur ein winziges Rinnsal durch die breite Sandmulde floß. Sollte es tatsächlich irgendwo geregnet haben, dann war der größte Teil des Wassers bereits versickert.

Als er sich umdrehte, um wieder in den Wagen zu steigen, sah er die Eule. Sie kam direkt auf ihn zugeflogen – so schnell, daß er zusammenzuckte –, strich durch die Lichtbalken der Autoscheinwerfer und verschwand im Halbdämmer des Morgens ebenso plötzlich, wie sie gekommen war. Einen Augenblick blieb er, ein wenig weich in den Knien, still hinter dem Lenkrad sitzen. Die Eule hat sich sehr merkwürdig verhalten, dachte er. Bekanntlich nahmen Geister gelegentlich, wenn sie in der Dunkelheit umherstreiften, die Gestalt dieses Vogels an. Es hatte zwar ausgesehen wie eine Höhleneule, aber es konnte ebensogut ein Geist gewesen sein, der jetzt, bei Tagesanbruch, ins Grab oder in seinen Toten-Hogan zurückkehren wollte.

Auch während er den Wagen vorsichtig das steile Ufer hinunter und dann über den weichen Sandboden lenkte, mußte er immer noch an die Eule denken. So lange, bis er mit dem Wagen im ersten Gang mühsam aus dem Arroyo hinausgekrochen war. Da gewann seine fröhliche Morgenstimmung wieder die Oberhand, und er sagte sich, daß es bestimmt nur eine Höhleneule gewesen sei, die, von der nächtlichen Jagd heimkehrend, durch seine Scheinwerfer geblendet worden war.

Er hatte gerade den Cañon-Rand erreicht, wieder ebenen Boden unter den Rädern und den zweiten Gang eingelegt, da mußte er einsehen, daß ihn sein Optimismus getäuscht hatte.

Der Tote lag dicht neben dem Weg. Das Scheinwerferlicht erfaßte zunächst nur die Schuhsohlen, die so plötzlich auftauchten, daß er schon fast neben der Leiche war, bis endlich die Bremsen zogen. Joseph Begay legte den Leerlauf ein, ließ aber den Motor weiterlaufen. Er knöpfte sein Hemd auf und zog einen kleinen Lederbeutel hervor, den er an einer Schnur um den Hals hängen hatte und der einen kleinen, annähernd wie ein Bär geformten Gagatfeuerstein und etwa dreißig Gramm Pollen enthielt. Begay drückte den Daumen in den Blütenstaub und rieb ihn sich auf die Brust. Dazu intonierte er:

*«Wo immer ich gehe,
Möge das Glück mir beistehen,
Wo immer meine engsten Verwandten gehen,
Möge ihnen das Glück beistehen.»*

Der Geist war fort – wenigstens für den Augenblick. Er hatte ihn den Teastah Wash hinauffliegen sehen. Begay stieg aus dem Wagen und blieb neben der Leiche stehen. Es war ein junger Mann in Jeans, rotem Hemd und Stadtschuhen. Der Tote lag auf dem Rücken, die Beine leicht gespreizt, den rechten Arm ausgestreckt, den linken quer über der Brust. Handgelenk und Hand des linken Armes zeigten eine sonderbar steife Haltung. Blut war nicht zu sehen, aber die Kleidung war feucht vom Regen.

Die letzte Meile des holprigen Weges zum Highway legte Begay in schnellerem Tempo zurück als seinem Wagen eigentlich zuträglich war. Er sagte sich, daß er den Toten der Law and Order Division melden müsse, bevor er zur Bushaltestelle weiterfuhr. Krampfhaft versuchte er, nicht an die Grimasse zu denken, zu der das Gesicht des jungen Mannes gefroren war: an die toten, stier hervorquellenden Augen und an den in blankem Terror verzerrten Mund.

6

Es war Vormittag, als Leaphorn in seinem Büro die Nachricht über Horseman bekam. In den zwei Stunden nach dem Frühstück hatte McKee zwei Aktenschränke durchstöbert, die Schnellhefter über Bösen Zauber herausgesucht und in drei Stapel geteilt, die jeweils die Aufschrift «Wolf», «Tobsucht» oder «Stechapfel» trugen. Bei den Stechapfelfällen handelte es sich um Rauschgiftopfer, beim größten Teil der Tobsuchtsfälle um Geisteskranke. Das wußte McKee, und diese wollte er, wenn ihm noch Zeit blieb, später durchsehen. Im Augenblick kreuzte er auf einer Reservationskarte des Bureau of Indian Affairs die Stellen an, wo angeblich ein Wolf aufgetaucht war, versah sie mit Nummern und notierte sich die Namen der Zeugen. Während er noch damit beschäftigt war, erschien der Telegrafist an der Tür und teilte Leaphorn mit, man habe Horseman gefunden.

«Wann ist er gekommen?»

«Man hat seine Leiche gefunden», antwortete der Telegrafist.

Leaphorn starrte den Mann fassungslos an und wartete auf Details.

«Der Captain läßt fragen, ob Sie den Coroner abholen und die Leiche zum Abtransport freigeben würden.»

«Warum wird das nicht von der Unteragentur Chinle erledigt?» erkundigte sich Leaphorn. «Die sind doch hundert Meilen näher dran.»

«Man hat ihn bei Ganado gefunden. Sie sollen den dortigen Coroner abholen.»

«Ganado?» Leaphorns Miene war ungläubig. «Wie ist er denn umgekommen – Selbstmord?»

«Allem Anschein nach ist er eines natürlichen Todes gestorben», antwortete der Telegrafist. «Zuviel Schnaps. Aber bis jetzt ist er noch nicht weiter untersucht worden.»

«Ganado ...» wiederholte Leaphorn nachdenklich. «Wie zum Teufel ist er nur dahin gekommen?»

Die Fahrt nach Ganado dauerte fünfundvierzig Minuten, und Leaphorn konnte sich während der ganzen Strecke nicht darüber beruhigen, daß er so sehr danebengetippt haben sollte.

«Du kannst dir doch eigentlich gratulieren», tröstete ihn McKee. «Du bist jetzt vierzig Jahre alt und hast soeben deinen ersten Fehler begangen.»

«Das stört mich nicht. Aber es ist einfach unlogisch.» Und dann ging Leaphorn zum drittenmal seine Überlegungen durch; irgendwo *mußte* er sich geirrt haben. Die Polizei von Gallup hatte berichtet, der Wagen, den Horseman nach der Messerstecherei gestohlen hatte, sei zuletzt auf der U.S. 666 gesehen worden, wie er nach Norden fuhr, in die richtige

Richtung also. Später war er dann verlassen in der Nähe von Greasewood aufgefunden worden. Am richtigen Ort, falls Horseman in das Cañon-Gebiet am Westhang, dem Wohnsitz seines mütterlichen Clans, zurückkehren wollte. Und daß er das wollte – dafür gab es genügend Gründe: Horseman hatte Angst. Das Territorium war menschenleer und daher ideal für einen Flüchtigen, der sich verstecken wollte. Seine Angehörigen würden ihn ernähren und den Mund halten. Bei Shoemaker hatte Leaphorn die Überzeugung gewonnen, daß mindestens zwei der Männer, mit denen er gesprochen hatte, genau wußten, wo Horseman steckte. Der Alte mit der Hexengeschichte und auch der Junge, der wenig später gekommen war. Man hatte direkt gesehen, wie er aufatmete, als er hörte, der Mexikaner sei gar nicht tot. Und dann hatte er es sichtlich eilig gehabt, das Gespräch zu beenden, um auch den anderen davon berichten zu können. Außerdem war da der Große Navajo gewesen. «Er war an der Angelegenheit interessiert», sagte Leaphorn. «Weißt du nicht mehr? Er bat mich, ihm Horseman zu beschreiben. Und Shoemaker sagte, der Mann sei neu in der Gegend. Wenn er ihn also nicht gesehen hat, weshalb dann das Interesse?»

«Da ist noch die Sache mit dem Hut», entgegnete McKee.

«Okay», sagte Leaphorn. «Erklär *du* mir das.»

«Aber gern. Er hat das Hutband abgenommen, und während es ab war, hat jemand den Hut gestohlen.»

«Wann hast du dein Hutband zum letztenmal abgenommen?»

«Ich trage keine Silber-Conchos am Hut.»

In Ganado holten sie den Coroner und Friedensrichter Rudolph Bitsi ab. Bitsi dirigierte sie nach Süden.

Als sie das Ufer des Teastah Wash erreichten, war es bereits später Vormittag, und die Sonne brannte heiß. Der Navajo-Polizist, der den Toten bewachte, hatte sich in den Schatten der Arroyo-Wand gesetzt. Als der Wagen hielt, kam er blinzelnd ins grelle Sonnenlicht heraufgeklettert. Er wirkte jung und ein wenig nervös. Leaphorn erklärte McKee, der Polizist heiße Dick Roanhorse und sei gerade von der Polizeischule entlassen.

«Haben Sie etwas Interessantes gefunden?» erkundigte sich Leaphorn.

«Nein, Sir. Nur diese Flasche. Die einzigen Spuren stammen von Begays Lastwagen. Alles andere hat der Regen verwischt.»

«Dann hat also die Leiche schon vor dem Regen hier gelegen», stellte Leaphorn fest, und der Polizist nickte dazu.

Leaphorn zog die Decke von dem Toten; zu dritt blickten sie auf das hinab, was einmal Luis Horseman gewesen war.

«Hm», äußerte sich Bitsi dann. «Sieht aus, als hätte er einen Krampf gehabt.»

«So sieht es aus», bestätigte Leaphorn.

Bitsi ging in die Hocke und untersuchte das Gesicht. Er war ein kleiner Mann mittleren Alters, der zur Behäbigkeit neigte, und stöhnte schwer, als er sich so tief hinabbeugen mußte. Aufmerksam schnüffelte er an Horsemans Nase und Mund.

«Alkohol. Ist nur ein Hauch, aber man kann ihn riechen.»

Leaphorn betrachtete Horsemans Beine. McKee sah, daß sie steif ausgestreckt waren – als wäre er im Stehen gestorben und anschließend rückwärts umgekippt. Was ihm jedoch unwahrscheinlich vorkam.

Bitsi studierte noch immer das Gesicht. «Ich habe mal einen gehabt, der genauso ausgesehen hat. So vor zwei, drei Jahren. Irgendein Verrückter hatte ihm ein Gebräu aus Stechäpfeln zurechtgekocht, um seine Zeugungskraft zu steigern, und daran ist er dann gestorben.»

Leaphorn betrachtete Horsemans linken Arm. Die Armbanduhr lief noch, also mußte er sie am Tag zuvor aufgezogen haben. Vermutlich vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden. Es war eine billige Uhr, acht bis zehn Dollar wert, mit einem Zugband aus rostfreiem Stahl. Leaphorn starrte auf die linke Hand. Der Arm lag quer über Horsemans Brust, während Gelenk und Hand ohne Stütze steif ausgestreckt waren.

«Netter Tropfen», sagte Bitsi, der eine Flasche hochhielt. Der Aufkleber war rot und deklarierte den Inhalt als Sauermaische-Whisky. Ungefähr eine halbe Unze der bernsteingelben Flüssigkeit war noch in der Flasche.

«Hat sich anscheinend übernommen», meinte Bitsi. «Sieht aus, als wäre er erstickt. Ist hingefallen, als er sich übergeben mußte, ohnmächtig geworden und erstickt.»

«So sieht es aus», stimmte ihm Leaphorn zu.

«Dann können wir ihn wohl wegbringen lassen.» Abermals stöhnend, erhob sich Bitsi aus der Hocke.

«Überhaupt keine Spuren?» fragte Leaphorn den Polizisten.

«Nur die von Begay. Wo er aus dem Wagen gestiegen und hier zur Leiche herübergekommen ist. Sonst nichts.»

Jetzt allerdings gab es eine Menge Spuren. Die meisten von Roanhorse, wie Leaphorn vermutete.

«Wo lag die Flasche?»

«Ungefähr anderthalb Meter von der Leiche entfernt», antwortete Roanhorse. «Da, wo er sie fallen gelassen hat.»

«Okay.» Leaphorn blickte über die Ebene hin, durch die sich der Teastah sein Bett gegraben hatte: eine weite Fläche voll Kreosotbüschen mit einigen Salbeisträuchern dazwischen. Am Ufer des Bachbettes, einige Meter oberhalb der Straße, hatten zwei kleine Wacholderbüsche ihre Wurzeln tief genug in den Boden gesenkt, um nicht wieder abzusterben. Unvermittelt ging Leaphorn auf den ersten der Büsche zu und untersuchte ihn. Er winkte Roanhorse heran; McKee folgte.

«Haben Sie hier einen Zweig abgeschnitten?»

Roanhorse schüttelte den Kopf.

Am unteren Teil des Stammes befand sich eine frische Wunde. Leaphorn drückte den Daumen gegen die bloßliegende Kambiumschicht und zeigte ihn dann McKee. Er klebte von frischem Saft.

«Was hältst du davon?»

«Keine Ahnung», bekannte McKee. «Und du?»

«Weiß nicht. Vermutlich hat es nichts zu bedeuten.»

Während er durch das Kreosotgestrüpp zu dem Toten zurückkehrte, wanderte sein Blick suchend über den Boden. Bitsi war, wie McKee feststellte, inzwischen in den Wagen zurückgeklettert.

«Such du auf der anderen Straßenseite», bat Leaphorn McKee. «Vielleicht findest du den